

## **Sag's doch mit Bio-Blumen**

*Der Blumenhandel in der Schweiz stagniert. Um dies zu ändern, setzen die Grossen der Branche auf das gekehrte Basler Öko-Label.*

Von Thomas Schenk

Die Idylle auf der Rosenfarm in Zimbabwe scheint perfekt. Die Angestellten verfügen über feste Verträge, die Arbeitszeit ist auf 48 Stunden pro Woche begrenzt. Frauen erhalten während drei Monaten bezahlten Mutterschaftsurlaub, danach können sie den Nachwuchs in betriebseigenen Kindergärten abgeben. Wer auf der Plantage arbeitet, hat Anrecht auf ein Stück Land, um darauf Gemüse zu ziehen. Vorschriften im Umgang mit Pestiziden sollen Gesundheitsschäden verhindern. Wird trotzdem jemand krank, ist kostenlose medizinische Versorgung zugesichert.

Eine Tortur dagegen die Arbeit auf kolumbianischen Nelkenplantagen. Zwei Drittel der Beschäftigten klagen über Kopfweg, Übelkeit, Sehstörungen oder Hautausschläge, hat das World Resources Institute 1999 in einer Untersuchung unter 8900 Blumenarbeiterinnen und -arbeitern auf Plantagen rund um Bogota festgehalten. Auch Fehlgeburten und chronische Atemstörungen treten häufig auf. Die Studie zeigt, dass das Personal 127 verschiedenen Pestiziden ausgesetzt ist.

Rosen aus Zimbabwe, Nelken aus Kolumbien – hier der Himmel, dort die Hölle. Beides entspricht der Realität im weltweiten Blumengeschäft. Mit einer Einschränkung: Farmen wie jene in Zimbabwe vermögen bestenfalls ein paar Prozent zum weltweiten Blumenangebot beizusteuern. Die Mehrheit wird zuviel Gift, auf Kosten der Gesundheit angepflanzt, auch wenn nicht überall derart rücksichtslos vorgegangen wird wie auf den untersuchten kolumbianischen Pflanzungen.

Dieses Missverhältnis soll sich ändern. So lautet zumindest die Absicht von Max Havelaar, der Stiftung für fairen Handel, die unter ihrem Label nun auch Schnittblumen auf den Schweizer Markt bringt. Ab Anfang April sollen die Gewächse in den Filialen von Migros und Coop erhältlich sein. «Wir wollen damit auf Missstände im Geschäft mit Südblumen reagieren und den Konsumenten eine Alternative bieten», erklärt Markus Staub, Leiter des Blumenprojekts bei Max Havelaar. Die Stiftung baut auf internationalen Standards auf, die Hilfswerke und Blumenhändler entwickelt haben und vereinzelt einsetzen. Diese Labels stellen Anforderungen an Mindestlohn, Gesundheitsvorsorge und Umweltschutz, Gewerkschaftsfreiheit muss garantiert, Kinderarbeit ausgeschlossen sein.

Zusätzlich zu diesen Bestimmungen führt Max Havelaar ein Prämienmodell ein, wonach Konsumenten einen Mehrpreis von 10 Prozent zu berappen haben. Dieses Geld soll je zur Hälfte zur Finanzierung von Kontrollen und Marketing eingesetzt werden, zur anderen Hälfte für soziale Projekte auf den Blumenfarmen, etwa um Ausbildung, Gesundheitswesen oder Wohnsituation zu verbessern. Wofür die Prämie konkret verwendet wird, darüber entscheidet ein Ausschuss, der sich aus dem örtlichen Management und der Belegschaft zusammensetzt.

Zwar haben Hilfswerke und Blumenhandel in den letzten Jahren verschiedene Labels und Produktionsstandards aufgestellt, vom International Code of Conduct (ICC) und Flower Label Programm (FLP), beide in der Schweiz und in Deutschland verwendet, über Milieu Project Sierteelt (MPS) in Holland bis zum Kenya Flower Council (KFC). Und selbst der Nahrungsmittel-Multi Dole, 1998 gross ins Blumengeschäft eingestiegen, rühmt sich damit, für gewisse Plantagen ein Umweltzertifikat (ISO 14001) erhalten zu haben.

Trotzdem warten die Blumenhändler ungeduldig auf das Havelaar-Label. «Dies ist das einzige Fair-Trade-Label, das die Konsumenten verstehen», sagt Othmar Schumacher, Leiter des Pflanzenbereichs der Migros. Dem Kunstnamen wird zugetraut, den technischen Kriterien eine Seele einzuhauchen – wie dies Betty Bossy bei den Kochbüchern gelingt. Umfragen zeigen, dass viele hinter Max Havelaar tatsächlich einen Philanthropen aus Fleisch und Blut vermuten. Die Personalisierung wirkt: Seit 1992, als die Stiftung von Hilfswerken gegründet worden war, ist der Verkauf von Bananen, Schokolade, Orangensaft, Honig, Kaffee und Tee auf über 16000 Tonnen gestiegen. Pro Jahr werden in der Schweiz Havelaar-Waren für 60 Millionen Franken umgesetzt.

Obwohl der Handlungsbedarf der Blumenindustrie gross ist, verlief die Einführung der Havelaar-Blumen harzig. Bereits 1995 hatten sich der Schweizerische Floristenverband, Blumenhändler, die Havelaar-Stiftung und die Blumenkoordination Schweiz daran gemacht, ein Label für umwelt- und sozialgerecht produzierte Blumen zu schaffen. 1998 zog sich Max Havelaar überraschend zurück, der Aufwand für eine wirksame Beratung und Kontrolle, hiess es damals, sei zu gross. Erst unter dem Druck von Coop und Migros schloss sich Max Havelaar eineinhalb Jahre später wieder an. «Wir mussten ihnen klar machen, wie wichtig ihr Label für uns ist», fasst Othmar Schumacher die Diskussion zusammen.

Schumachers Enthusiasmus für den fairen Handel hat wirtschaftliche Gründe. Der Schweizer Markt ist gesättigt, der Konsum an Schnittblumen hat sich bei jährlich 730 Millionen Franken eingependelt. Auch die durchsichtige Event-Strategie der Branche – Dankeschön-Tag, Halloween-Sträusse und andere plumpe Botschaften an die Blumenmuffel – hebt den Absatz nicht. Da kommt der Appell ans gute Gewissen gelegen.

Lange genug haben negative Schlagzeilen das Geschäft vermiest. Unter dem Titel «Blumen des Todes» veröffentlichte *Terres des Hommes* 1990 eine Dokumentation über Missgeburten und Todesfälle unter Blumenarbeiterinnen. Die Erklärung von Bern schreckte mit dem Bericht «Vorsicht: Blumen» die Kundschaft auf. Den Stein ins Rollen gebracht hatte die Arbeitsgruppe Schweiz-Kolumbien, als sie ab 1987 auf die menschenunwürdigen Bedingungen in Südamerika aufmerksam machte. Die Folgen dieser Kampagnen blieben nicht aus: Blumen aus Kolumbien werden in der Schweiz seither gemieden.

In der Zwischenzeit mag der Einsatz von Pestiziden zwar gedrosselt worden sein, doch das Grundübel ist nicht behoben. In keinem anderen Landwirtschaftsbereich werden mehr Pestizide verwendet als in der Blumenproduktion, hat Niala Maharaj in ihrem Buch «The Game of the Rose» festgehalten. Was nicht nur der Gesundheit der betroffenen Arbeiter, sondern der Umwelt insgesamt zusetzt. «Durch die Bewässerung sinkt der Grundwasserspiegel, zudem verunreinigen die Pflanzengifte die lebenswichtige Ressource» erklärt Maharaj. Das Problem wird durch den Einsatz hochtoxischer Substanzen verschärft. Zwar sind weniger gefährliche Produkte entwickelt worden, doch verzichten Chemiemultis aus Kostengründen gelegentlich darauf, diese auch in den Entwicklungsländern registrieren lassen.

Weltweit wird über ein Drittel der Blumen im Süden produziert, in Kolumbien, Ecuador, Kenia, Zimbabwe, Uganda, Sambia, Tansania oder Indien. Bereits in den Siebzigerjahren hatte die Weltbank die Blumenproduktion mit Krediten gefördert; der Blumenexport sollte die für den Schuldenabbau nötigen Devisen liefern. Später sind dann in Lateinamerika Drogengelder als Finanzquelle dazugekommen, um diese auf den Farmen weisszuwaschen.

Der rasanten Entwicklung ist auch das Klima in diesen Ländern förderlich, wie sich am Beispiel der Rosen zeigt. Je stärker die Temperatur zwischen Tag und Nacht schwankt, desto grössere Blüten entwickeln die Pflanzen. Die Höhenlagen ab 1500 Meter über Meer garantieren kühle Nächte und verhelfen den Blüten zur intensiven Farbe. Vorteilhaft ist auch die Nähe zum Äquator, was über das ganze Jahr für konstante Wetterbedingungen sorgt.

Kurt Hottinger, einer der grössten Blumenimporteure der Schweiz, vertraut auf das Klima in Ecuador. Er ist Partner einer Rosenfarm im Hochland bei Latacunga und unterhält seit zwei Jahren ein Projekt, das die Ureinwohner direkt unterstützt. Nun bemüht er sich um das Havelaar-Label. «Der Schweizer Blumenhandel wartet auf das Label» erklärt er, «damit hat das Nebeneinander diverser Programme ein Ende.» Das heisst jedoch nicht, dass Hottinger auf Pflanzengifte verzichten muss, auch Havelaar-Blumen werden gespritzt. «Es wird nie Rosen geben, die ohne Pestizide auskommen», erklärt Hottinger, «wir setzen aber nur so viel ein wie nötig.» Einmal pro Woche werden die Stöcke besprüht, vor allem gegen Mehltau, Fäulnis und Ungeziefer.

So weit, so gut. Der Umwelt und der Gesundheit der Blumenarbeiterinnen – über zwei Drittel der Beschäftigten sind Frauen – kann es nur zuträglich sein, wenn hier weniger Gift eingesetzt wird, dort die Arbeitsbedingungen auf ein menschliches Mass gehoben werden. Trotzdem ist der Vorstoss von Max Havelaar in die Welt der Blumen von Nebengeräuschen begleitet. Kritik haben etwa die Lufttransporte ausgelöst, die für Südblumen unerlässlich sind; bisher konnte das ganze Havelaar-Sortiment in umweltfreundlicheren Schiffscontainern transportiert werden. Ebenfalls für Diskussionen sorgte die Tatsache, dass mit den Blumen keine Lebensmittel, sondern Luxusprodukte gefördert werden.

Paola Ghillani, seit 1999 Geschäftsführerin der Havelaar-Stiftung, will sich nicht länger mit solchen Grundsatzdiskussionen aufhalten. «Der weltweite Blumenhandel ist heute eine Realität, wir können die Marktgesetze nicht umstossen», betont sie. «Unsere Aufgabe kann es nur sein, die Bedingungen der Arbeiterinnen und Arbeiter auf den Blumenfarmen zu verbessern», meint sie pragmatisch. Non-Food-Artikel sind für Ghillani kein Tabu, sie kann sich in Zukunft etwa die Aufnahme von Textilien vorstellen.

Allerdings zeigen auch einzelne Blumenaktivisten wenig Verständnis für das Vorgehen von Max Havelaar. «Wir können den Verkauf nicht empfehlen», sagt Hans Zraggen von der Blumenkoordination Schweiz, der massgeblich zum Aufbau der Kriterien beigetragen hat, auf welchen das neue Label nun basiert. Er ist verärgert darüber, dass Max Havelaar ohne Rücksprache Kontakt zu Produzenten in Zimbabwe aufgenommen hat, mit denen er seit längerem zusammenarbeitet. Er fühle sich übergangen und wartet noch immer auf eine finanzielle Entschädigung für die geleistete Aufbauarbeit.

Es wäre nicht das erste Mal, dass Max Havelaar Pionierarbeit übergeht, die andere geleistet haben. Bereits 1997 hatte die Stiftung mit der Lancierung von Bananen ein eingeführtes Label aus dem Markt gedrängt. Obwohl sich Gebana, eine Gruppe engagierter Frauen aus Frauenfeld, seit 1971 für eine gerechte Bananenproduktion eingesetzt hatte, zog die Havelaar-Stiftung damals den Alleingang vor, die Gebana-Bananen verschwanden kurz darauf aus den Regalen.

Max Havelaar ist in einer verhältnismässig komfortablen Lage. Zwischen 1992 und 2000 haben die Label-Macher vom Seco, dem Staatssekretariat für Wirtschaft, rund 3 Millionen Franken für den Aufbau ihrer Marke erhalten; ab diesem Jahr muss die Stiftung selbsttragend sein. Da können kleinere Organisationen nicht mithalten. Die Machtkonzentration hat mittlerweile aber auch die Bundesbeamten nachdenklich gemacht. Im letztjährigen Bericht über die «Anerkennung und Förderung von Labels» ist nachzulesen: Die Beiträge können zur Folge haben, «dass andere nicht unterstützte Labels deswegen vom Markt verdrängt wurden oder noch werden.» Um solches zu verhindern, will das Seco nur noch konkrete Projekte in Entwicklungsländern fördern.

Wo sollen nun bewusste Konsumentinnen und Konsumenten ihre Blumen kaufen? Irene Lenggenhager hat versucht, auf diese Frage eine Antwort zu geben. Die Umweltwissenschaftlerin verglich 1997 die Rosenproduktion in Kenia, Holland und in der Schweiz. Doch aus der Arbeit lassen sich keine konkreten Empfehlungen ableiten: Rosen aus Kenia benötigen zwar weniger Energie, Treibhäuser müssen keine aufgeheizt werden, der Lufttransport fällt nicht ins Gewicht; umgekehrt werden im afrikanischen Land mehr Dünger und Pestizide eingesetzt.

Die Verwirrung um gerechte Blumen und Ökobilanzen müsste eigentlich eine Chance für Schweizer Bioblumen sein. Sie kommen mit einem Minimum an Pestiziden aus, werden im Winter nicht beheizt, und auch Flugtransporte erübrigen sich. Doch Fehlanzeige, Bio-Blumen sind ein Schattengewächs, ihr Anteil auf dem Schweizer Markt bewegt sich im Promillebereich.

Thomas Schenk ist freier Journalist und lebt in Zürich